

Vollksleben der Romanen in Tirol.

Die Verhältnisse des Bodens, dessen Anbau und das Recht daran geben dem Volksleben eines Landes seinen wesentlichen Inhalt.

Der romanische Landestheil bildet auch in dieser Hinsicht eine Übergangsstufe von Süden nach Norden, von Ackerbau und Nebencultur zu Wiesenbau und Viehzucht, vom Baumann (Colono) und Pächter zum freien Bauernstand. Ein glücklich veranlagtes Volk, in welchem die Heißblütigkeit der Südländer mit nordischer Kaltblütigkeit sich mischt, bebaut diesen Boden, auf welchem ein zwar nicht mehr urwüchsiges, aber frisches Volksleben sich entwickelt hat.

So weit Rebe und Maulbeerbaum gedeihen, ist der Bauer in der Regel Baumann, welcher am Ertragniß des Bodens seine verschieden bestimmten Antheile hat, in selteneren Fällen auch Pächter eines Gutes, eines oder mehrerer Felder. Der Eigenthümer ist der Signore, welcher in Stadt, Markt oder Dorf im Herrenhaus wohnt und mit vollem Selbstbewußtsein sich seines Daseins freut, sei es, daß er nur Grundbesitzer (possidente) oder nebenbei auch noch etwas Anderes ist, wie: Geschäfts- oder Gewerbsmann, Beamter &c. Freilich hat das schöne Ding auch seine schlimme Seite. Gute, verständige, nicht bloß auf ihren Vortheil bedachte Bauleute sind nicht immer zu finden; oft kostet eine Campagna zeitweilig mehr als sie einträgt; Steuern und Umlagen sind zu tragen und manchmal besondere Arbeitslöhne zu zahlen; Frühjahrsfröste, Hagel und Mißwachs verderben dem Signore und seinen Bauleuten leicht ihre besten Hoffnungen. Da schaut wohl zuweilen auch einem Signore, wenn er sonst kein gesichertes Einkommen hat, die liebe Noth durch das Fenster auf den Mittagstisch, mancher ist auch schon verarmt. Der Werth der Güter schwankt und sinkt, und nicht selten läßt sich bei einer schönen Campagna eine Reihe von Familien aufzählen, welche vordem, eine nach der andern, die beatae possidentes gewesen sind.

Es gibt auch Halb-Bauern oder Halb-Herren, welche sowohl Eigengut haben, als auch Bauleute oder Pächter sind — in die Höhe strebende Leute, welche aber alles Bittere doppelt empfinden. Werden sie der Arbeit überdrüssig, so ist es mit ihrem Herrenthum oft bald wieder aus und sie mögen mit dem fahrenden Sänger ausrufen, daß sie ihre Sache auf nichts gestellt haben.

Wo der Wiesenbau beginnt und die Nebencultur abnimmt und eingeht, da ist der Bauer meistens frei und selbst Eigenthümer. Aber diese freien Bauerngüter sind meistens sehr klein, der Viehstand ist gering, die Schuldenlast manchmal drückend. Es gibt ausgedehnte Gebiete, welche, wie z. B. der Nonsberg, arm sind an Wäldern und Alpen,

wo Nothstand und Übervölkerung zu massenhafter zeitweiliger Auswanderung auf Arbeit und Erwerb zwingen. In neuerer Zeit sind auch nicht wenige nach Amerika ausgewandert, aber es hat dabei an bitteren Erfahrungen und abschreckenden Beispielen nicht gefehlt. Manchmal sind solche Auswanderer in traurigem Zustande wieder zurückgekommen, obwohl sie mit den schönsten Zukunftsträumen und mit Spottliedchen auf die Signori ausgezogen waren.

Im Ganzen, von Ausnahmen, deren es überall gibt, abgesehen, ist der wälschtirolische Bauer, um derb zu reden, ein prächtiger Kerl. Er ist offen, aufgeweckt und findig, er hat Schliff in Sitte und Rede, er zeigt unverwüsthche Lust zur Arbeit, so lange sie ihm nur wenigstens das karge tägliche Brod einträgt. Er ist ausdauernd, abgehärtet gegen Hitze und Frost und äußerst genügsam. Seine Nüchternheit kann freilich zuweilen am Weine Schiffbruch leiden, wobei er im Streit erregt und gereizt leicht auch zum unvermeidlichen Messer greift. In einzelnen Gegenden war in früherer Zeit selbst die Blutrache nicht unbekannt. Den Stolz des deutschtirolischen Bauernvolkes, welches alles „Herrische“ haßt, kennt der wälschtirolische Bauer nicht. Es ist auch charakteristisch, daß er dem Deutschen in der Regel freundlich und mit Vertrauen entgegenkommt und sich gegen ihn zuvorkommend benimmt. Den Priestern, wenn sie nur der Klugheit guter Seelenhirten nicht entbehren, ist er in Achtung, aber nicht blind gehorsam ergeben. Noch einen Vortheil hat er voraus; Dank dem edeln Geschenk des Bacchus kennt er das Schnapstrinken nicht, welches in Nordtirol — es wäre unnütz, sich darüber täuschen oder es bemänteln zu wollen! — das Landvolk physisch und moralisch herabbringt. In einem andern Stück aber ist er hinter dem deutschtirolischen Bauer zurück, nämlich an Sinn für häusliche und öffentliche Sauberkeit, wovon der Hauptgrund in der Vereinigung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude liegt. Das ist der wälschtirolische Bauer mit seinen Licht- und Schattenseiten.

Nicht gar selten, namentlich in abgelegenen Thälern, stößt man noch auf patriarchalisches Familienleben. Kein wälscher Bauer setzt sich oder läßt sich auf ein Ausgedinge setzen. Die erwachsenen Söhne mögen heiraten und im Hause bleiben, man engt sich ein, man schiebt sich und rückt zusammen, so weit es möglich ist. Es wächst eine Schar von Enkeln heran, der Alte hat Mühe, sich die Namen alle zu merken, aber Familienhaupt und Herr im Hause, auch wenn die Schwiegertöchter zuweilen nicht gehorchen wollen, bleibt er, so lange ihn der Himmel bei Leben und Verstand läßt.

Im Winter lebt der Signore seinen Geschäften oder Gewohnheiten gemäß, während der Bauer sich zu Hause zu schaffen macht oder in den Feldern hackt und gräbt. Im Etzthal ist diese Jahreszeit in der Regel mild, doch fehlt es manchmal an überraschenden ausgiebigen Schneefällen und an empfindlicher Kälte nicht. Ist der Winter vorüber, so

folgt im Etschthal meistens rasch, ohne eigentliches Frühjahr, der heiße Sommer. Da hat der Bauer Arbeit in Hülle und Fülle, er muß die Reben beschneiden, pflügen und säen, besonders aber die heikeln, viel Laub verzehrenden Seidenwürmer hegen und pflegen wie verzärtelte Schoßkinder, bis sie endlich, wenn Alles gut geht, nach viermaligem Schlafe auf den Bosco, das ist die Reifigbündel, kommen und sich einspinnen. Dann löst man die Gespinnste sorgfältig ab, scheidet sie aus und kümmert sich auch um Bereitung neuen Samens. Ist Alles gut gegangen und gibt es gute Preise, dann zeigen Herr und Bauer fröhliche Gesichter, dagegen aber verdrießliche, wenn die Zucht schlecht ausgefallen ist oder ganz fehlgeschlagen hat.

In den heißesten Monaten sucht auch mancher Signore mit seiner Familie eine näher oder ferner gelegene Sommerfrische auf. In derselben pflegt er gegen halbwegs Bekannte, selbst gegen Deutsche, sehr liebenswürdig und gastfreundlich zu sein, während er im Winter in der Stadt Grüße nur frostig und gemessen erwidert. In der frischen freien Bergluft war ihm das Herz aufgegangen, die Stadtluft hat es wieder zusammengeschnürt.

Es kommt der Herbst, die freudenreichste und, wenn nicht abnorme Witterungsverhältnisse herrschen, auch die auf lange hinaus schönste Zeit des Jahres. Da beginnt der Vogelfang, man muß leider sagen, der große Massenmord der Vögel. Da lauert der leidenschaftliche Vogelfsteller auf seinem Vogelherde (roccolo) unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, vom Anfang des Herbstes, bis ihm beim anbrechenden Winter Frost und Kälte die Glieder schüttelt, unaussprechlich glücklich, wenn die Zahl der Opfer an besonderen Glückstagen in die Hunderte steigt. Er richtet sein Augenmerk auch auf die Witterung; wenn es kühl wird und auf den Gebirgen und im Norden gar schneit, spannen sich seine Fibern — denn nun müssen sie kommen, die dichten Schwärme, welche er schon lange zuvor im Traum gesehen. Gefangen und gewürgt wird Alles, was in die Neze fällt, Drosseln, Zeisige, Lerchen, Finken u. s. w. Vor den meisten Kaufladen, auch wenn sie Anderes als nur Gewaaren führen, sowie an den Ständen der Obstweiber auf den Marktplätzen hängen die armen gesiederten Säger schockweise eng zusammengeschnürt zum Verkauf aus; lüfterner als nach den schönen Pflümchen und Trauben blickt auch der Ärmste darnach und gedenkt sich auch einmal einen guten Tag anzuthun. Die Vögel werden gerupft und gebraten, auch in Bergen von Polenta eingebacken und verschmaust. Man weidet sie zuvor nicht aus; auch die Käferlein, Fliegen und Würmlein, welche die Vögel im Magen haben, werden mitverspeißt. Thut nichts, es ist ja Alles gebraten! In den Gast- und Kaffeehäusern gehen Verkäufer mit einem Schock todter Vögel herum und setzen Lottonummern ab; sobald die 90 Zahlen voll besetzt sind, wird gezogen, und meistens beeilt sich der glückliche Gewinner, gute Freunde und Bekannte zu einem fröhlichen Abend-schmaus, zu einer cena einzuladen. In den Campagne und in den Laubwäldchen an den

Bergen tauchen wie schleichende Schatten die Vogelschützen mit ihren langröhrigen Flinten auf, meist abenteuerlich aussehende Gestalten, welche ein Kurzsichtiger leicht mit Banditen aus den Abruzzen verwechseln könnte.

Der Vogelfang wird übrigens heute nicht mehr so ausgedehnt betrieben wie in früherer Zeit. Einerseits sind gesetzliche Einschränkungen desselben eingetreten, andererseits hat sich die Zahl der Vogelfsteller und der Vogelherde — von letzteren trifft man manche, die wie alte Schlösser in Ruinen liegen — erheblich vermindert. Unter den Vogelfstellern waren früher Geistliche häufig die leidenschaftlichsten. In Rovereto gab es ehemals an Sonntagen um halb zwei Uhr früh eine eigene Messe für die Vogelfsteller.

Nach alledem darf man kühnlich behaupten, daß der Vogelfang nicht in die Zeit der Weinlese, sondern die Weinlese in die Zeit des Vogelfangs fällt. Mit lauten Äußerungen der Freude und mit Bräuchen ist die Weinlese nicht verbunden, es geht dabei ganz still zu, wenn nicht etwa Knaben Pistolenschüsse abfeuern. In Stadt, Markt und Dorf rückt ein Ochsengepann nach dem andern ein mit vollen Kufen oder Fässern, aus denen der Most in die Fässer in den Kellern gebracht wird, wo er zum edlen Wein ausgähren soll. Man spricht von deutschen Weinhändlern, welche da und dort erschienen sein sollen, und von den Preisen für den Most, wie viel Vorräthe etwa noch vom vorigen Jahr vorhanden sein mögen, von den Käufern von Most oder Trauben, welche nach Norden bis in die Schweiz verführt werden. Aber der ganze Absatz und Handel ist flau. Der Ausfuhr dieses wichtigsten Bodenerzeugnisses Südtirols stehen bei zu hohen Zöllen die Grenzen des großen deutschen Reiches leider nicht offen. Wie war dies einst ganz anders und was weiß der alte Mariani, ein italienischer Geistlicher, welcher im Jahre 1673 ein recht anziehendes Buch über Trient und sein Concil herausgab, von den tridentinischen Weinen nicht zu erzählen! Den Deutschen behagten dieselben laut seines Berichtes ganz besonders und sie kamen weit her, davon zu vollem Preise zu kaufen. Vor dem Fest des heiligen Georgius (24. April) durften nur 650 Wagenladungen von Trient abgehen; dann aber öffneten sich alle Wege nicht nur nach Nordtirol, sondern auch nach Schwaben, Baiern, Osterreich, Salzburg und nach anderen deutschen Ländern, sogar bis nach Polen. Gemäß besonderen Bestimmungen gingen die besten und edelsten Weine auch an den kaiserlichen Hof. Im Jahre 1669 hat sogar, erzählt Mariani, ein bairischer Kriegsoberst in Trient ungefähr 70 Eimer Wein gekauft und nach Candia versendet. Man hat, fügt er bei, mit aller Strenge darüber gewacht, daß namentlich aus Italien (auch der Bezirk Rovereto scheint ausgeschlossen gewesen zu sein) keine fremden Weine in das Tridentinische eingeführt wurden, denn dies hätte soviel bedeutet als Gulen nach Athen tragen; die Tridentiner seien aber im Absatz ihrer Weine auch nach Italien nicht verhindert gewesen. Glückliche Zeiten! Es gewinnt aber den Anschein, als habe man sich

damals mit größerem Fleiß, der sich ja reichlich lohnte, auch auf die Behandlung der Weine besser verstanden als heutzutage.

Nun zu den Sitten und Bräuchen der Romanen in Südtirol. Da ist jedoch zu bedenken, daß wir in einem sehr profaischen Zeitalter leben, welches, bis die erste Stunde des nächsten Jahrhunderts schlagen wird, sein Nivellierungswerk wohl bis in die



Faschingspiel: Lussi Gobbi in Trient.

abgelegensten Thäler hinein noch viel weiter fortgeführt haben wird. Vielen Volksbräuchen liegt ein Volksglaube zu Grunde; erstirbt dieser, so geht der Brauch ein, dem Purpur stürzt der Herzog nach.

Beginnen wir mit dem warmen Christfest mitten im kalten Winter. Zarter Empfindung gibt das Volk noch da und dort sichtbaren Ausdruck. So legt man im Thal Rabbi einen dicken Holzkloß ins Feuer, damit er die ganze Nacht glühe und das Christkind wärme. In Rendena brennt in dieser heiligen Nacht ein Licht neben der Wiege des Neu-

geborenen, weil das Christkind herumgeht und alle neugeborenen Kinder küßt. Dem Vieh im Stall, welches natürlich in dieser Nacht auch reden kann wie anderswo, wird besseres und reichlicheres Futter verabreicht; die Christmesse wird in Wälschtirol nicht erst um Mitternacht, sondern am Abend vorher gefeiert. Der deutsche Christbaum ist fast unbekannt, da an sehr vielen Orten junge Fichten eben nicht zu beschaffen wären.

Felice capo d'anno — glückliches neues Jahr! So schallt auch in Wälschtirol der laute Ruf herumziehender Kinder, welche eine Gabe erhalten wollen. In der Gegend von Pergine pflegten einst die Hausväter in der Neujahrnacht den Himmel zu betrachten und aus dem Stande der Gestirne Ehen, Geburten und Todesfälle, auch Witterung und Fruchtbarkeit des kommenden Jahres mit gewichtigem Ernst vorherzusagen.

Um das Fest der heiligen drei Könige war und ist noch theilweise auch in Wälschtirol das bekannte Sternsingen üblich. Gaben, welche die Kinder dabei oder auch innerhalb der ganzen Weihnachtszeit für das Singen und Glückwünschen erhalten, auch die Lieder selbst heißen benegate oder beghenate (bighenate), ein Wort, welches von den Anfangsworten eines alten Liedes — „canto al ben ch'è nato“ — herkommen soll.

Am Fest des heiligen Einsiedlers Antonius (16. Januar), des Patrons des Hausviehs, werden in den Dörfern Vieh und Ställe vom Ortsgeistlichen gesegnet.

Im Fasching geht es auch in Wälschtirol oft lustig her und fehlen ergötzliche Aufzüge und Spiele nicht. Heiraten werden gern in diese Zeit verlegt; das Begraben oder Verbrennen des Faschings kommt wie anderwärts vor.

Das interessanteste aller Faschingsspiele war einst jedenfalls das der Ciufi-Gobbi in Trient, welches zum letzten Mal im Jahre 1857, früher aber in der Regel jährlich zweimal auf öffentlichen Plätzen gehalten wurde. Es theilten sich daran jedesmal mindestens 150 bis 200 Personen, welche sich in zwei Gruppen, die Ciufi und die Gobbi, theilten. Letztere häuerlich gekleidet, bildeten einen großen Kreis und faßten einer den andern gegenseitig an den starken Gürteln, welche sie um den Leib geschlungen hatten. In ihrer Mitte stand ihr König; er hatte eine schöne gelbe Polenta zu kochen und zu bewachen, sowie seine Befehle zu ertheilen. Um den Kreis herum schwärmten die harlekiniartig weiß, gelb und roth gekleideten Ciufi, deren Aufgabe es war, den Kreis der Gobbi zu sprengen und die Polenta zu erraffen. Auch sie hatten einen König, welcher die Angriffe befohl und leitete; zudem bestand für streitige Fälle ein Schiedsgericht und wurde jeder Theilnehmer vorher untersucht, ob er keine Stichwaffe bei sich trage. Ein Ciuso legte seine Arme um die Arme zweier sich gegenseitig an den Gürteln haltender Gobbi und es folgte unter Lärm und Geschrei ein gewaltiges Ziehen und Zerren, wobei an den angreifenden Ciuso wieder zwei andere und an diese wieder andere sich hängten. So gingen die Angriffe auch auf mehreren Seiten fort. Nur sehr selten soll es auch



hochzeitstrauch; Die Raschia.

R. Offenberg

vorgekommen sein, daß ein über besonders gelenkige Glieder verfügender Ciufo den Kreis der Gobbi übersprang, die Polenta packte und mit ihr wieder zurücksprang. Vermochten die Ciufo den Kreis nicht zu sprengen, so behielten die Gobbi die Polenta und den Sieg, waren aber die Besiegten, wenn ihr Kreis gesprengt und die Polenta von den Ciufo davongetragen wurde. Letztere sollen auch meistens die Sieger gewesen sein. Eine ungeheure Volksmenge sah zu und ließ es an Zurufen oder Zischen, Pfeifen und Lachen nicht fehlen. Man wollte diesem Spiele, bei welchem es auf List, Gewandtheit und Leibesstärke ankam und an welchem in älteren Zeiten auch vornehme Bürger und Herren theilnahmen, geschichtlichen Ursprung zuschreiben und es auf die Zeit beziehen, in welcher auf Befehl des Ostgothenkönigs Theodorich die Feltriner den Tridentinern ihre Stadtmauern wieder bauen halfen. Dr. Tito Bassetti, der sich mit der Beschreibung des Spieles beschäftigte, wollte es gar in etruskische Zeit zurückverlegen und in den Namen Ciufo-Gobbi Anklänge an die Namen der alten Städte Clusium und Gabium finden.

Den Romanen eigen, ein Nachspiel zu den alten Saturnalien scheinen die Märzfeuer gewesen zu sein, welche einst allgemein üblich waren. An den drei ersten Abenden des März zündeten junge Bursche Feuer auf den Höhen an und riefen mit einem Keimspruch neue Ehepaare aus, am ersten Abend toll genug Alte mit Jungen, Häßliche mit Schönen, Arme mit Reichen, am zweiten weniger unsinnig, am dritten sogar ernst. Statt an drei Abenden that man Gleiches auch nur an zweien oder an einem einzigen. Die Sache blieb selten ohne Folgen. Heiraten wurden gestiftet oder zerشلugen sich auch, wenn sie schon in Aussicht waren, Verdruß, Haß und Feindschaften entstanden, so daß die Behörden öfter eingreifen und den bösen Scherz verbieten mußten. Heute gleicht dieser Brauch noch einem erlöschenden Feuer, welches zeitweilig wieder hell aufflackert. Die Johannisfeuer dagegen scheinen weniger allgemein üblich gewesen zu sein.

Ostern hat wie überall keine Bräuche. Eine herkömmliche Sitte ist es, daß der Vater, welcher zuerst nach der Weihe des neuen Taufwassers ein Kind taufen läßt, dem Ortsgeistlichen ein Ziegenkiß zum Geschenk macht. In Rovereto, wo das Auferstehungsfest schon am Charsumstag vormittags gefeiert wird, laufen die Knaben mit klingenden Schellen durch die Stadt, sobald die Glocken zum Gloria wieder geläutet werden.

Allerseelen ist ein Fest, welches dem Volke zu Herzen geht. An vielen, wenn nicht an allen Orten wird am Vorabend mit Zwischenpausen bis Mitternacht ernst und feierlich geläutet. Man stellt eine Schüssel voll Wasser oder Suppe oder andere Speisen auf den Tisch, damit die armen Seelen, welche in dieser Nacht in ihre Häuser zurückkehren, ihren Durst löschen oder ihren Hunger stillen oder doch sehen können, daß man ihrer freundlich gedenkt. Am Allerseelentag betet der Priester auf den Gräbern, wofür die nächsten Verwandten von Todten, für welche gebetet wird, Geldmünzen in ein Kesselfchen, welches der

Messner trägt, zu werfen pflegen. Am Morgen werden auch von Wohlhabenderen Brodstücke, welche *cuz* oder *chizzöl* heißen, an die Armen vertheilt. Sonst hält man in Wälschtirol in der Regel nicht viel auf die Pflege und Zier der Friedhöfe. In den Dörfern ist der Ruheplatz der Todten meist nur ein von einer Mauer umfangener Grasanger; in der Mitte steht ein großes hölzernes Kreuz, an den Mauern ist da und dort ein bescheidenes Denkmal zu sehen.

Längst vorbei ist die Zeit, in welcher man am Tage der heiligen Märtyrerin Katharina (25. November) weder ein Mühls- noch ein Wagenrad gehen ließ, weil man sonst der Heiligen wehegethan haben würde.

Das Fest der Kinder ist für die Knaben St. Nikolaus (6. December), für die Mädchen aber St. Lucia (13. December). In der Vornacht legen die Kinder einen mit Kleie gefüllten Schuh vor das Fenster. In der Nacht kommt der Heilige oder die Heilige mit dem Eslein, welches die Kleie frißt, wofür die erkenntlichen Heiligen allerlei kleine Geschenke in den Schuh stecken.

Die Verlobungs- und Heiratsbräuche haben sich in älterer Form nur noch in abgelegenen Thälern erhalten. Verschieden ist das Verhalten der Brautleute während der drei kirchlichen Aufgebote; meistens suchen sie mit einander eine andere Dorfkirche auf. In Fassa aber erscheint die Braut beim ersten Aufgebot mit einer weißen Schürze, dem Zeichen der jungfräulichen Ehre, in der Kirche. Ähnliches war einmal auch in Val Tesino Brauch. Wenn dort ein Jüngling ein Mädchen freite, so nahm sich die Begehrte acht Tage Bedenkzeit, erschien aber am Sonntag mit einem weißen Bande in den Zöpfen in der Kirche. Da kamen nun einmal an einem Sonntag acht Mädchen zugleich mit diesem Schmuck in der Kirche zusammen und sahen sich verwundert an; es stellte sich aber heraus, daß ein muthwilliger Junge um alle acht, ohne daß eine von der anderen wußte, zugleich sich beworben hatte. Was folgte, läßt sich denken; mit der alten Sitte war es seither für immer vorbei.

Beim Gang zur Trauung haben die Brautleute ihre Führer, welche verschieden benannt werden. In Fassa sind es die *camaritsch* und die *camarites*, die beiderseitigen nächsten aber ledigen Verwandten beiderlei Geschlechts, ohne welche es keine lustige Hochzeit gibt. In der Gegend von Pergine wurden die Brautleute von den sogenannten *brümoli*, wie sie auch in *Fleims* heißen, begleitet, von denen der eine auf einem Stock eine lebende Henne, der andere Rocken und Spindel mit Flachs trug. Kam der Zug aus der Kirche zum Haus des Bräutigams, so wurde der Braut die Hausthür versperrt und die Schwiegermutter fragte, was sie wolle. Erst nachdem die Braut alle Versicherungen eines guten Benehmens, wie es einer Hausfrau ziemt, namentlich das Versprechen des Gehorjams gegen ihren Eheherrn gegeben, durfte sie in das Haus eintreten. Öfter noch,

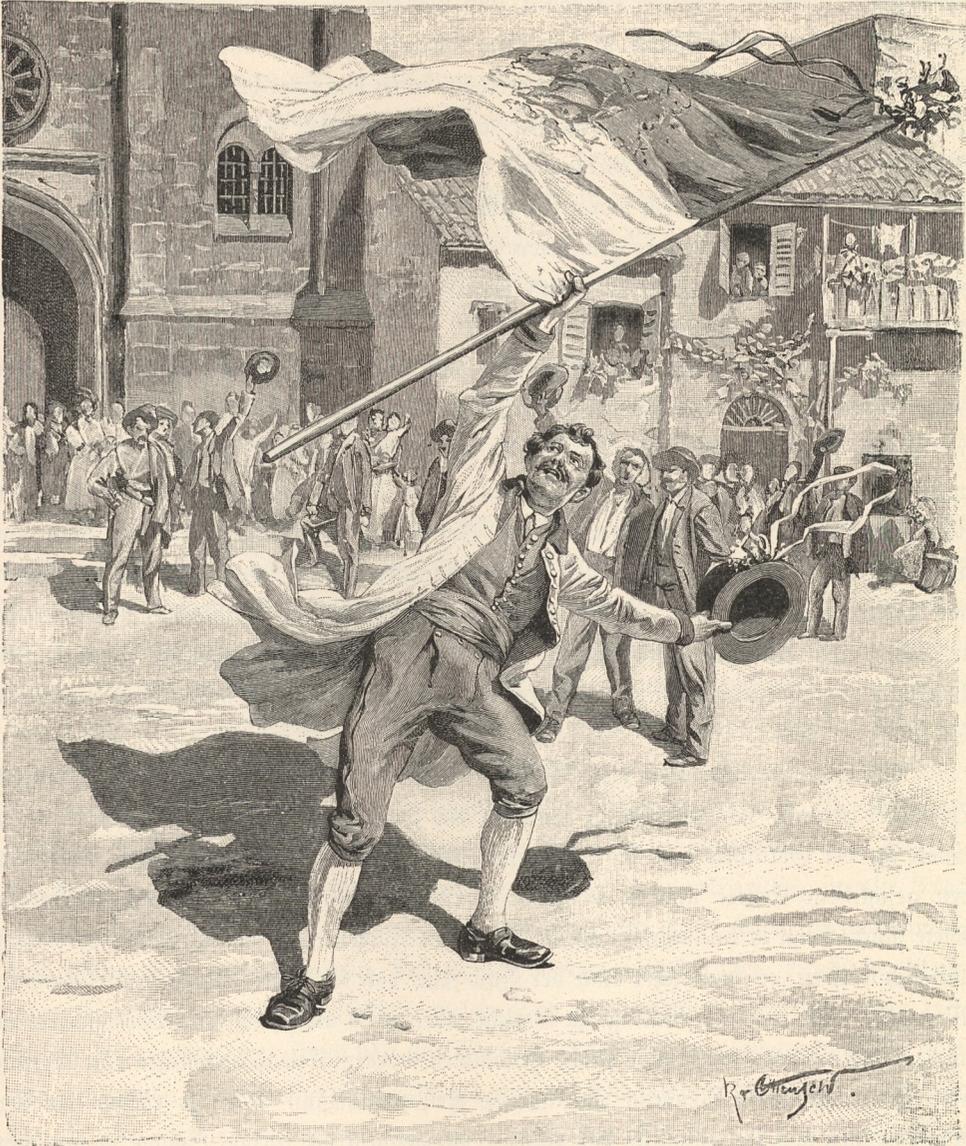
in Tassa in völlig theatralischer Weise, kommt es vor, daß man dem Bräutigam, wenn er die Braut aus ihrem Hause abholt, unter allerlei Vorwänden die Thür versperrt und ihm wirkliche oder verkleidete alte Weiber, dann auch Mädchen vorführt, die er natürlich ausschlägt, bis endlich die rechte kommt und von ihm umarmt wird.

Wenn in Rendena die Brautleute zum Altar treten sollen, zieht der Führer des Bräutigams, *compare dell' anello* (Gevatter des Ringes) genannt, ein schön gesticktes weißes Tüchlein hervor, reicht der Braut einen Zipfel und führt sie so zum Altar und ebenso nach vollzogener Trauung auf ihren Platz zurück, wobei das Tüchlein in ihrer Hand bleibt. Es folgt ein Mahl im Hause der Braut und dann der Umzug in das Haus des Bräutigams. An der Schwelle desselben wird die Braut vom jüngsten weiblichen Mitglied des Hauses empfangen und ihr ein Glas Wasser gereicht. Dies ist eine abgeschwächte alte Sitte; denn früher war es ein Becken voll Wasser, die Braut mußte sich die Hände waschen und ein Geldstück in das Becken legen. Ein schöner Zug ist es, daß die Neuvermählten abends, bevor sie sich zu Bett begeben, für die abgeschiedenen Seelen ihrer beiderseitigen Verwandtschaft beten müssen. Bei dem am nächsten Tag folgenden Mahle wird die Nüchternheit des jungen Chemanns auf die Probe gestellt. Nachdem schon lange gegessen und getrunken worden ist, reicht die Mutter der jungen Frau dem jungen Chemann ein behutsam umgestürztes Glas Wein auf einem Teller. Nimmt er es, wenn er selbst schon dem Wein zugesprochen hat, unachtsam und fließt der Wein aus, so folgt Gelächter mit ungünstigen Bemerkungen. Wendet er aber Glas und Teller behutsam um und bringt so mit vollem Glase das Wohl der Gäste aus, so erhält er lärmenden Beifall und das junge Ehepaar wird beglückwünscht.

Das Entführen der Braut und die Absperrung des Weges vor dem herankommenden Brautzuge ist wie anderwärts noch da und dort zuweilen üblich. Auch wenn die Braut aus einem anderen Dorfe ist als der Bräutigam, so wird ihm, wenn er sie abholt, gern der Weg versperrt und er muß mit Weinspenden sich lösen.

Dieser letztere Fall gibt in Tassa Anlaß zur sogenannten *Baschia*, einer höchst ergötzlichen Volkscomödie, welche Herr Felix Valentini im *Annuario* der Tridentiner Alpinisten von 1886 sehr anschaulich beschrieben hat. Will der Bräutigam mit der Braut aus deren Dorf abziehen, so werden sie sammt ihrem Gefolge von einem Finanzbeamten und seinen Wachen verhaftet und auf einen Platz geführt, wo auf einer Bühne ein Präsident mit seinen Beamten sitzt. Auf einer nahen Anhöhe sind phantastisch verkleidete Soldaten zu sehen, welche aus Fässern oder Mörsern gleichwie aus Kanonen Rauch auspusten lassen, mit Pfählen und Bindfaden Telegraphenleitungen herstellen, Locomotiven hin- und herschieben und andere ergötzliche Spiele treiben. Vor dem Präsidenten wird der Bräutigam von einem Harlekin angeklagt, daß er, ohne Zoll zu bezahlen, dem Staate ein

kostbares Juwel, eine Gioja, entführen wolle. Der Bräutigam hat seinen Vater oder einen guten Freund als Vertheidiger zur Seite, welcher nun alle Witze und Späße losläßt, um die Anklage zu entkräften. Nachdem er den Einwendungen des Anklägers gegenüber alle



Das FahnenSchwingen im Heimsthal.

Beredtsamkeit aufgeboten hat, beruft er sich schließlich auf die Milde und Gerechtigkeit des princeps, das ist des Fürsten, wie einst der jeweilige Bischof von Brixen als auch weltlicher Herr des Thales hieß. Verblüfft gibt der Präsident nach und erklärt das Eintreten

des Fürsten selbst für nothwendig. Nun steigt der Lärm der hochvergnügten Zuschauer auf das höchste, denn nun kommt der Fürst selbst auf einem halbzerbrochenen Wagen, welcher von den magersten Kindern, die im Dorfe aufzutreiben waren, gezogen wird, oder auf einem Schlitten, sorgfältig eingehüllt, um von den Fliegen nicht belästigt zu werden. Langsam besteigt er die Bühne und setzt sich auf den Thron. Nachdem er den Fall vernommen, ergreift er selbst das Wort und erklärt, es sei ihm zwar höchst unlieb, die schönste Perle seines Staates verlieren zu müssen, er wolle sich aber den Gebräuchen civilisirter Staaten fügen. Er befiehlt, die Gefangenen freizulassen, ihnen den Paß auszufertigen und sie über die Grenze zu führen, worauf er sich unter ungeheurem Jubel des Volkes wieder zurückzieht und abfährt, wie er gekommen ist. Sofort wird von der fürstlichen Hofkanzlei der Paß mit allen möglichen Wizen und Possen ausgefertigt und die Comödie findet ihr Nachspiel in den Wirthshäusern.

So unterhält sich das gutmüthige ladinische Völklein in Fassa in seiner Weise. Bei seinen Nachbarn, den Buchensteinern, dauert eine Hochzeit wohl auch gar drei Tage und drei Nächte fort und wird auf der Tenne des Stadels getantz, wobei das Hausvieh, welches den Lärm nicht vertragen könnte, in andere Ställe eingelegt wird. Die Ladinier sind überhaupt große Freunde des Tanzes. Im Bezirk Enneberg gab es einst kaum ein Dorf, welches nicht seinen Tanzstadel, den sogenannten Pajung (wohl die ladinische Form des Wortes Pavillon) hatte. In demselben wurde nicht nur bei Hochzeiten, sondern auch an Sonn- und Festtagen unter Aufsicht eines eigens bestellten Platzmeisters getantz. Der Pajung war nichts Anderes als eine viereckige Tenne mit einer hohen das Dach tragenden Säule in der Mitte.

Berschmähte Liebe thut weh. Wenn ein Mädchen in Rendena einen anständigen Bewerber abweist, sich übermüthig benimmt und spöttische Nachreden über ihn führt, so lauert ihr der Gebränkte auf, bis er sie irgendwo allein trifft, in seiner Hand blizt eine neu geschliffene Schere und die schönen Haarflechten des Mädchens fallen zu Boden. Diese Rache heißt la bullada, sie bleibt nicht ohne Folgen. Die Betroffene kann bereuen und sich bessern, es kann aber auch der Fall sein, daß sie keinen Mann mehr bekommt. Man geht nicht mit einer Anklage zu Gericht, aber es ist auch schon von Verwandten an solchen Pöpselabschneidern blutige Rache genommen worden. Etwas harmloser und ländlich verb ist gleichfalls in Rendena eine andere Art, verschmähte Liebe zu rächen. In der Nacht werden von der Schwelle des Hauses, in welchem die spröde Schöne wohnt, mit ausgestreutem Sägmehl Wege zu allen auffindbaren Düngerhaufen des Ortes bezeichnet.

Wie überall wird auch Witvern, welche sich wieder verheiraten, durch eine oder mehrere Nächte hindurch mit Pfannen, Deckeln, Schellen, Bockshörnern u. s. w. eine gräßliche Musik gebracht, welche maccaluz oder smaccaluz (in Italien le scampanate) heißt.

Dagegen helfen nur reichliche Weinspenden; in Bergine wurde früher dafür eine Abgabe an die Pfarrkirche entrichtet.

Zu öffentlichen Volksbelustigungen dienen Spiele, wie sie anderswo auch vorkommen, besonders die mit Musik und Pöllerschüssen verbundene bekannte Tombola, bei welcher einerseits das Volk sich trefflich unterhält, anderseits oft ansehnliche Einnahmen für angestrebte gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke gemacht werden. Das Ballspiel wird in größeren Orten von zwangslosen Gesellschaften gepflegt, welche einander gegenseitig bald dahin, bald dorthin herausfordern. Man hat dabei Gelegenheit, erstaunliche Leistungen von der Treffsicherheit und Muskelkraft der Arme wahrzunehmen. Das Scheibenschießen wird in Wälschtirol viel weniger geübt als in Deutschtirol.

Das Hauptfest für die ganze Diöcese Trient, welche auch noch das deutsche Etschthal bis über Schlanders und das Eisackthal bis über Klausen hinauf in sich begreift, ist das Fest des heiligen Bischofs Vigilius, des eigentlichen Begründers derselben. Es wird jährlich am 27. Juni in Trient unter großem Andrang des Volkes italienischer und deutscher Zunge besonders feierlich begangen und abends mit einem herkömmlichen großen Feuerwerk abgeschlossen.

Den Thälern Fleims und Fassa eigen ist die hochbeliebte Sitte des Fahnen-schwingens. Jedes Dorf hat dort seine eigene Fahne, ein Brauch, welcher aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hergeleitet wird, wo die Fleimsjer Dorf um Dorf mit einer Fahne gegen die Feltliner, welche ihnen Wälder und Alpen streitig machten, ausgezogen sein und dabei sogar die Stadt Feltre eingenommen, geplündert und verbrannt haben sollen. Der Fahnenträger wird jährlich zu diesem hohen Ehrenamt, für welches er physisch und sittlich die rechte Eignung besitzen soll, bestellt. Er heißt banderal oder bandieral (bandiéra, Fahne) und hat einen oder zwei Gehilfen zur Seite. Bei besonderen festlichen Anlässen, wie an Kirchweihfesten, beim Empfang hoher weltlicher oder geistlicher Würdenträger, auch bei lustigen Hochzeiten, rückt der banderal festlich in alte Tracht gekleidet aus und schwingt, gewöhnlich auf dem Kirchplatz, seine Fahne dreimal um sich bald höher, bald tiefer, jedoch so, daß sie den Boden nicht berührt. Reichlicher Beifall lohnt seine Kraft und Geschicklichkeit, welche noch preiswürdiger erscheint, wenn er die Fahne gar nur mit einer Hand hält und schwingt. Dieses Fahnen-schwingen ist der Stolz und die Freude der Fleimsjer und Fassaner, von welchen letzteren schon Mariani bemerkt hat, sie seien ein Volk, welches für die Freude geschaffen sei und — er will nicht anstehen, es zu sagen — schon im Mutterleibe Musik lerne.

Aber nicht immer gibt es Hochzeiten und Kirchweihen, es kommen auch Tage der Trauer. Wie bei den Hochzeiten, so bestehen auch bei den Begräbnissen eigene Bräuche, nur sind sie einfacher. Das Ausstellen von Leichen auf Paradebetten mit Blumen-schmuck

und brennenden Wachskerzen ist in Wälschtirol unbekannt. Bei der Leiche wird nachts meist von den nächsten Verwandten gewacht und dabei gemeinsam laut gebetet. In den Städten und größeren Orten ist es Sitte, daß die theilnehmenden Familien ihre Dienstboten mit Leichenfackeln (*torcie*) zu Begräbnissen schicken. Der Leichenzug wird vom Trauerhaus bis in die Kirche mit brennenden Fackeln begleitet; nach erfolgter Einsegnung der Leiche werden die Fackeln ausgelöscht, die Träger oder Trägerinnen derselben gehen nach Hause und nur wenige Begleiter folgen der Leiche bis auf den Friedhof. Nur bei Begräbnissen sehr angesehenen Personen wird die letzte Ehre durch persönliche Begleitung erwiesen. In den Dörfern herrscht wohl durchwegs die Sitte, daß nicht nur die Verwandten — oft, auch im heißesten Sommer, mit Wintermänteln angethan — mitgehen, sondern auch jedes Haus einen Vertreter entsendet; auch wird das Öffnen und Schließen des Grabes von den nächsten Verwandten selbst besorgt. Allgemein dürfte in älterer Zeit die Sitte gewesen sein, daß Klagefrauen den Leichenzug begleiteten, laut weinten und jammerten und die Tugenden des Todten priesen, wie einst die *praeficae* mit ihren Mänien bei den alten Römern. Diese Sitte ist heute nur mehr eine blasse Erinnerung, sie dauert abgeschwächt noch in Val Tesino fort. Auch die einst üblichen Todtenmahlzeiten sind abgekommen; doch werden noch oft Brot- oder Geldspenden an Arme vertheilt und den nächsten Verwandten Kuchen und Ähnliches zugesendet.

An den Leichenbegängnissen, wie auch sonst an festlichen kirchlichen Aufzügen, betheiligten sich häufig auch die Bruderschaften, deren es in Wälschtirol wohl eben so viele gibt wie in Deutschtirol. Bei Aufzügen erscheinen dieselben in weißen Hemden, welche über das Gewand angelegt bis auf die Füße reichen, in der Mitte des Leibes eingeschnürt und oben von über die Schulter fallenden rothen, lichtgelben oder schwarzen Mäntelchen oder Kragen bedeckt sind. Entsprechende Hüte fehlen; gegen brennende Sonnenhitze mögen schwarze Lederkappchen schützen.

Zu den Begräbnissen sei noch erwähnt, daß früher — es mag theilweise auch heute noch geschehen — zu einem Kreuz, welches an einsamen Orten einen jähen Todesfall bezeichnete, die Vorübergehenden einen Stein hinzu warfen. So finden sich unter dem Gipfel des Berges Pasúbio in Vallarja sieben große Holzkreuze, welche aus einem großen Steinhaufen hervorragen und den Platz bezeichnen, an welchem nach der Sage einst Hirten in Streit geriethen und sieben derselben erschlagen wurden.

Von kirchlichen Bräuchen wäre noch Manches zu erwähnen, wie z. B. von Bittgängen mit Kreuz und Fahnen, bei denen, wenn sie um Regen stattfanden, ehemals im Gebiete von Pergine der Brauch herrschte, daß Männer und Weiber, wenn sie an einen, wohl absichtlich aufgesuchten See kamen, mit kleinen Geschirren Wasser schöpften und gegen Himmel spritzten. Es sei noch an die auch in Wälschtirol herrschende italienische Sitte des

ohrenbetäubenden *campanò* erinnert, bei welchem an den Vorabenden von Festtagen stundenlang mit kurzen Unterbrechungen mit Hämmern an die Glocken geschlagen wird. „Dindeli papa — Dindeli dò — Tutti fa torta — E mi nò“ lautet ein schallnachahmender Reimspruch dazu, in den Mund eines Armen gelegt, welcher sich auf den Festtag keine Torte backen kann.

Nun wolle mich der geneigte Leser auch auf einem Gang in das Reich der Sage begleiten.



Weiber aus Rendena, wie sie im *Filò* (Vorraum des Stalles) spinnen und Märchen erzählen.

In den Dörfern setzen sich die Weiber und Mädchen an den langen Winterabenden gewöhnlich in einem Vorraum des Stalls zusammen und spinnen. Dies ist das sogenannte *Filò*, in welchem auch die alten Volksüberlieferungen immer wieder erzählt werden und so vor der Vergessenheit bewahrt bleiben.

Sehr beträchtlich ist der Reichthum der Romanen in Südtirol an Sagen und Märchen der verschiedensten Art. Natürlich sind es auch hier wieder die tiefer abgelegenen Thäler, in welchen die Volksüberlieferungen noch frischer und lebendiger sind als anderswo. Der erste Preis gebührt in dieser Hinsicht unbedingt dem wackeren, kernigen und lebensfrohen Volke in Rendena, aus dessen unererschöpflich scheinenden Schätzen von

Sagen und Märchen, Volksliedern, Sitten und Bräuchen Herr Bolognini in Pinzolo in den Annuari der Tridentiner Alpinisten schon eine lange Reihe der werthvollsten und anziehendsten Mittheilungen veröffentlicht hat. Dieselben sind um so werthvoller, als man es in Rendena mit rein romanischem Volksthum zu thun hat. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, will es aber gern glauben, daß es in Rendena Erzählerinnen gibt, welche nicht blos ihren Hanf oder Flachs, sondern auch ein Märchen Abend für Abend wochenlang fortzuspinnen und die Zuhörer in steigender Spannung zu erhalten vermögen. Es stimmt zu den wundervollen, noch lange nicht genug gewürdigten Naturschönheiten dieses matten- und waldbreichen Thals mit seiner erhabenen Gebirgs- und Gletschermwelt, daß auch ein bei aller Prosa des täglichen Lebens poetisch veranlagtes, die alten Überlieferungen selbst in drahtischen Schreckensgestalten zähe festhaltendes Volk es bewohnt.

Zu den Sagen, welche geschichtliche Erinnerungen bewahren, gehört in erster Reihe eine Karlsage, welche von Balcamonica über den Tonale in den Sulzberg und von da nach Rendena sich herüberspinnet.

Wie schon in den landschaftlichen Schilderungen bemerkt worden ist, heißt eine Hochebene ober Campiglio in Rendena „das Lager Karl des Großen“ (il campo di Carlomagno). Eine halbe Stunde oberhalb Pinzolo steht auf einem Felsen, wahrscheinlich an der Stelle eines uralten Schlosses, die höchst merkwürdige Kirche S. Stefano. Auf einem der fünf Altäre derselben ist in einem Gemälde dargestellt, wie der Papst im Beisein Karl des Großen und mehrerer Bischöfe einen nur mit einer weißen Binde um die Lenden bedeckten Heiden tauft, während daneben viele andere solche noch auf die Taufe warten. Darunter steht eine lange lateinische Inschrift aus dem Jahre 1429, welche sich im Anfang für eine „copia privilegii sancti Stefani de Randena“ erklärt. Sie erzählt wie „Carulus“, das ist Karl der Große, von sieben Bischöfen begleitet mit einem Heere in Balcamonica an mehreren Orten mit heute theils verständlichen, theils dunkeln, vielleicht auch entstellten Namen die Heiden und Juden tödtete oder bekehrte, Schlösser zerstörte und verschiedenen Heiligen Kirchen erbaute, wie er dann über den Tonale in den Sulzberg und von dort nach Rendena kam und hier sein Werk fortsetzte. In Sulzberg wird als Ort (terra), wo er eine große Menge von Heiden und Juden tödtete, „Pezan“, wohl das heutige Dorf Pellizzano, genannt. Hier begab sich auch ein Wunder. Der Bischof Tripinus (Turpinus) hatte den Schaft der Fahne in die Erde gesteckt, und als die Bischöfe aus der Kirche kamen, fanden sie denselben in Blüte. Als der gewaltige Carulus nach Randena kam, entfloß vor ihm der oberste Häuptling (major Judaeus) und ging über das Meer, sein Schloß aber wurde niedergeworfen. Nicht besser erging es der Burg eines anderen, welcher „Catani“ (das ist capitaneus, Hauptmann) genannt wurde, in „Peluc“ (heute Dorf Pelugo), obwohl er sich unterworfen und bekehrt hatte. Karl bekehrte da alle Juden

und Heiden „ad ecclesiam“, das ist wohl bei oder in der Kirche des heiligen Stephan, und gab auch ein Buch her (dimisit librum), in welchem alle seine Thaten verzeichnet waren. Allen neuerbauten Kirchen wurden von den sieben Bischöfen reichliche Ablässe verliehen. Eine ähnliche Inschrift befindet sich auch in einer Wallfahrtskirche S. Giovanni bei Lovère am Iseo-See. Welchen geschichtlichen Werth die Sage hat, muß dahingestellt bleiben.

Ober Campiglio am Monte Spinale findet sich zwischen hohen Felsen eine stille grüne Bucht, welche in auffälliger Weise „der Garten der Königin“ (l'orto della regina) heißt. Die Volkssage weiß aber darüber nichts weiter, als daß einmal eine von ihren Feinden verfolgte Königin mit ihren Kriegern dort eine Zuflucht gesucht und gefunden habe.

In Ampezzo findet sich eine Kirche der Madonna della difesa, welche auch einem ortsgeschichtlichen Ereigniß ihren Ursprung verdankt. In alter Zeit drang einmal eine Schar von Barbaren hier ein, um zu rauben und zu morden. Die Ampezzaner, zu schwach an Zahl, um Widerstand zu leisten, riefen in ihrer Noth die Gottesmutter an und gelobten ihr eine Kirche zu erbauen. Da senkte sich dichter Nebel auf die Feinde herab und sie rieben sich in gegenseitigem Kampfe selbst auf. Es geschah noch ein weiteres Wunder: am folgenden Morgen war der Platz und der Umfang der zu erbauenden Kirche durch neu gefallenen Schnee bezeichnet.

Bemerkenswerth ist eine Drachensage. In einer Felsenhöhle bei Mezzotedesco, rechts am Eingang in den Monsberg, soll einmal ein furchtbarer Drache gehaust haben, von welchem, wenn er über das Land flog, verheerendes Feuer niederfiel. Ein Ritter von Firmian machte sich auf, erlauerete den Drachen vor seiner Höhle und erlegte ihn durch List und Tapferkeit. Als er aber, das Unthier auf seinem Speer über sich tragend, heimkehrte, träufelte Drachenblut auf ihn nieder, drang durch die Fugen des Harnisches und brachte ihm qualvollen Tod. Ist diese Sage nicht ein Nachklang der altdeutschen Heldensage? Im Liede von Ortnit, dem König von Lamparten, bringt auf feindliches Anstiften ein Jäger Dracheneier

„in eine Felsenwand

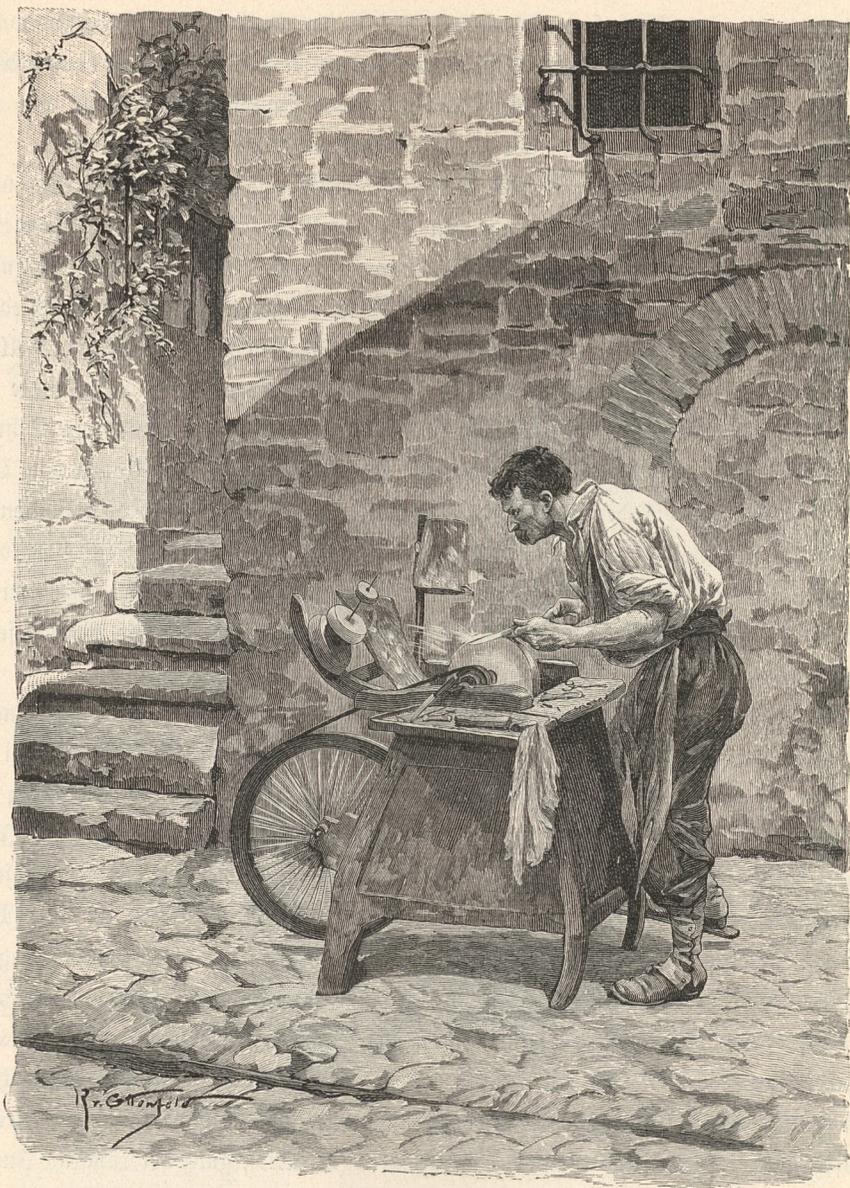
Oberhalb von Trient, wo sich Gebirge fand“,

worauf die Drachen Alles verheerend heranwachsen. Ortnit zieht aus, dieselben zu bekämpfen, wird aber müde vom „Wurm“ überrascht und zu dessen Zungen in den Berg getragen, wo ihm dieselben „durch das geschmiedete Werk“ das Blut aussaugen, so daß er „mit Sammer seinen Leib verlieren muß“. Eine halbwegs ähnliche Sage gibt es auch in Rendena, wo in einer Felsenhöhle ebenfalls ein furchtbarer Drache gehaust haben soll. Als er, wie der „Wurm“ in der Sage von Wolfdietrich, der Ortnits Tod rächte, auf einer Platte vor der Höhle lag, erlegte ihn ein kühner Jäger, aber in moderner Weise durch

eine Bleifugel. Doch das Gift wirkte auf ihn zurück, er fiel wie todt nieder und kam zwar wieder zu sich, blieb aber blöde. Der todt Drache und ein bei ihm gefundenes Ei wurden dann an einer Kette in der Kirche von Campiglio aufgehängt, wo das Ei und der Schädel des Drachen vor nicht gar langer Zeit noch zu sehen waren.

Eine bemerkenswerthe Sage seiner Zeit erzählt auch Mariani; er hatte sich sogar selbst zur betreffenden Stelle begeben, um die Sache anzusehen. Bei Romagnano unterhalb Trient befanden sich in einem Felde zwei etwa mannshohe pyramidenförmige Steine, welche das Volk die steinernen Weiber (*le donne di sasso*) nannte. Zwei Weiber sollen dort einst, entweder weil sie nach dem Feierabendläuten an einem Samstag noch trotzig fortarbeiteten oder weil sie einen falschen Eid geschworen hatten, in Stein verwandelt worden sein. Ein nahe dabei liegender kleinerer Stein sollte die Wiege eines Kindes gewesen sein. Als ein Knecht mit zwei Ochsen die Steine wegfürte und in die nahe Gtsch warf, waren sie am folgenden Morgen wieder auf dem alten Plage und der Knecht und die Ochsen todt. Heute sind die Steine verschwunden und die Sage ist verschollen. Wahrscheinlich hat es sich hier um Überreste einer ländlichen heidnischen Kultusstätte gehandelt.

Typische Sagengestalten, welche öfter und verschieden auch in Volksmärchen versflochten werden, gibt es mehrere. Allgemein, besonders bei den Ladinern, verbreitet sind die Sagen vom *Oreo*, einem boshaften, neckischen Wesen, welches alle Gestalten annehmen kann und dessen größte Freude es ist, die Leute in Schrecken zu setzen. Auch Örtlichkeiten sind nach ihm benannt, namentlich Quellen und Brunnen. Will der Wälschtiroler den denkbar höchsten Grad von Häßlichkeit bezeichnen, so sagt er: „*Brutto come l'Oreo*“. Eine ganz ähnliche Rolle, wie der wilde Mann und die von ihm verfolgten wilden oder saligen Fräulein in Deutschtirol, spielt in Wälschtirol gleichfalls der wilde Mann (mundartlich *l'om salvadegh*), neben welchem in Sagen von *Folgaria* auch noch Frau *Bertha* (*la donna Berta*) vorkommt, sowie in *Walsugana* der *Beatrix* und die von ihm verfolgten *Eguane* (*Enguane*, *Aiguane*); letztere wollen noch an den alten Volksnamen der *Euganeer* erinnern. Die wilden Leute, Männer und Weiber, welche fern von den Menschen in Wäldern und Felsenhöhlen wohnen, sich roh kleiden und nähren, unschädlich, aber wenn sie gereizt werden, rachsüchtig sind, jedoch auch Kinder rauben und gegen die ihrigen vertauschen, bisweilen, namentlich im kalten Winter, in die Wohnungen der Menschen kommen, um sich zu wärmen, aber kaum jemals etwas sprechen, — diese Wesen der Sage stellen sich uns in *Tassa* als *Bivans* und *Bivanes* oder als *Bregostans* und *Bregosténes*, in *Enneberg* als *Salvans* und *Gannes* vor. Erinnerung an die Urbewohner mag sich bei diesen Gestalten mit anderen Sagenelementen vermengt haben. Eine besondere, etwas verblasste Sagengestalt, in welcher wohl der alte römische Waldgott *Silvanus* steckt, ist der *Salvanél*, nach der älteren Vorstellung des Volkes in *Walsugana* ein Mann von



Moleta (Schleifer) aus Mendena.

rother Hautfarbe, welcher mitten in den Wäldern in Höhlen wohnt und zahlreich Herden besonders von fetten Schafen mit schöner Wolle besitzt. Er trinkt den Hirtenzern die Milch aus, während er die von seinen Herden zur Käsebereitung braucht. Eine Hirten, welcher ihn listig mit Wein berauscht und gefangen hatte, lehrte er Butter, Lab und Käse bereiten; hätte ihn der Hirte nicht vorzeitig frei gegeben, so hätte er auch noch Lernen

können, wie man aus Milchabguß Wachs mache. In der Gegend von Rovereto, wo das Volk sonst nichts mehr davon weiß, bezeichnet man mit dem Worte *salvanel* den Widerschein eines Spiegels, sowie auch die Krankheit eines Baumes, der infolge von Saftabfluß umsteht. In Rendena zählt der *Salvanel* noch unter die Teufelsgestalten.

Mit dem *Gottseibeimus* will sonst das Volk, außer gelegentlich in Märchen und in den noch nicht ganz vergessenen Sagen von Hexen (*strie*, *zubiane*) und Hexenmeistern (*strioni*), nicht viel zu schaffen haben. In Rendena gibt es aber noch eine Reihe besonderer typischer Gestalten, unter denen der Fürst der Hölle erscheint. Zu einem Schmiede bei Pinzolo kam er einmal in der Nacht als Reiter und ließ sein Pferd beschlagen. Als der Schmied stark zuschlug, rief ihm der Teufel zu: „Sachte, Gevatter!“ und sprengte dann mit stiebenden Funken und sprühenden Flammen davon, daß dem Schmied vor Schrecken Sehen und Hören verging. In das wilde Val Génova soll einst das Concil von Trident die bösen Geister und die Hexen gebannt haben und dort müssen sie seitdem haufen nach dem Glauben des Volkes, der heute freilich im Erlöschen begriffen ist. Herr Bolognini in Pinzolo hat davon im Jahrbuch der Tridentiner Alpinisten von 1875 eine von Wig und Laune sprühende Beschreibung gegeben. Will sich der geneigte Leser, wohl gesegnet, die saubere Gesellschaft nicht ein wenig näher vorführen lassen?

Da ragt hinter einer Felsenpforte, welche den eigentlichen Eingang in das genannte Thal bildet, eine wunderliche Felsenbildung auf. Gewöhnliche Leute meinen, es sei eben ein Felsen; wer aber mit den Augen des Volkes näher zusieht, merkt die Täuschung bald. Es ist der böse Geist *Zampa da gall* (Hahnenfuß); er pflegt sich als schmucker Junker zu zeigen, kann aber dabei seinen Hahnenfuß eben so wenig verbergen, als der Teufel bei den Deutschen seinen Pferdefuß. Da ist ein anderer Felsen, es ist *Schena da mul* (Maul- eselrücken). Er pflegt dienstfertig müde Wanderer zu tragen, wenn sie unvorsichtig laut den Wunsch äußern, doch schon da oder dort zu sein. Ein armer Grasmäher (*segantino*) wäre einmal auch schon gern in seinem noch weit entlegenen Heim gewesen; flugs war *Schena da mul* da, hob ihn auf, führte ihn sausend durch die Luft und setzte ihn bei seinem Hause auf dem Gipfel eines Nußbaums ab, ohne einen Lohn dafür zu beanspruchen. Es folgen andere Felsen und Geister, der *Calcarot* (Drücker), ganz der römische *Incubus* oder der Alp der Deutschen, der hinterlistige *Coa de caval* (Pferdeschweif), der *Manarot* (Beil), der Verjucher zu Waldsrevel, weiter beim schönsten aller Wasserfälle, dem des *Piz di Nardisio*, der oberste aller bösen Geister und ihr stolzer Beherrscher, der unbeschwörbare *Belaial* mit seinem schnellfüßigen Diener, dem *Pontirol*. Ferner der spitzbüßige *Calzetta rossa* (Rothstrumpf), der *Palpalpegastro*, so häßlich, daß *Belaial* eine Hexe zwingen mußte, sich mit ihm zu vermählen, aber sehr reich; *Barzola*, der Wirth, der ein scheinbar sehr gutes und frisches, aber gewaltiges Bauchreißen verursachendes Quell-

wasser ausschenkt, und der Salvanel, der ähnlich wie sonst der Drco, die Leute grausam narret und zum Besten hat. Dann beginnt das Reich der Hexen mit ominösen, aber nicht immer recht verständlichen Namen, wie Aga und ihre mit Zampadegal erzeugte Tochter



Segantino aus Jubicarien.

Niaga, Forca (Galgen), Malora (Unglück), Baorca (vielleicht Bifurca, weil sie nicht blos an jeder Hand sechs Finger, sondern auch vorn und rückwärts Höcker hat), Pebordù (Rund- oder Klumpfuß?), Grignota (die Lachende) und andere mehr. Die Hexen sahen vor ihrer Verbannung wie Menschen aus, seither sind sie unsichtbar, können aber furchtbar

schaden. Der geneigte Leser hat sicher genug; er denke sich nur noch die Furcht, mit welcher ein noch altgläubiger Äpler, Holzhauer oder Grasmäher in dunkler Nacht etwa diese ver-rufene Strecke des Val Génova beschreiten mag!

Es mag wohl auch keinen etwas auffälligeren See geben, an welchen sich nicht irgend eine Sage knüpft. Vom Bergsee Lago santo ober Civezzano, nordöstlich von Trient, berichtet Mariani die Sage, es sei darin ein Dorf mit seiner Kirche versunken, er werde aber einmal ausbrechen und Trient überfluten. Ein kleiner See in Lavarone liegt an der Stelle einer schönen Wiese, um welche sich zwei Brüder heftig stritten, aber am Morgen, an welchem sie sich dort zum Zweikampf treffen wollten, war die Wiese versunken. Der schöne See in Val di Ledro soll einst bis auf die höchsten Berge gereicht haben; dort seien in den Felsen noch die Eisenringe eingeschlagen, an denen die Schiffe angebunden wurden. Bei den Ladinern gibt es mehrere Bergseen, aus denen öfters dumpfes Brausen wie ferner Donner sich hören läßt, weil die auf ihrem Grunde liegenden Drachen sich heftig rühren und mit einander kämpfen. Früher flogen sie auch feurig leuchtend in der Nacht von einem See zum anderen und zogen Schafe und Rinder in den Grund; seit man aber Kreuze hingestellt hat, hört man davon nichts mehr. Auch in Gröden ist ein Bergsee Lago santo; dort stand einst eine Kapelle, bei welcher Hirten argen Unfug trieben. Da versank sie sammt den Hirten und es entstand der See. Solcher Sagen gäbe es noch manche; da aber in denselben keine reizende Seefräulein und Nixen vorkommen, mag das Mitgetheilte genügen.

Auch der verschwundene Bergwerkssegen älterer Zeit hat Volksagen geschaffen. Dabei handelt es sich aber nach dem Volksglauben immer nur um reines Gold, nie um unedlere Metalle, wie Silber, Eisen oder Blei. Die Bergwerke sind verfallen, weil die Menschen zu übermüthig mit goldenen Kugeln zu spielen pfliegen.

Es gibt auch in Wälschtirol volkstümliche alte Heilige, welche die Sage mit ihren Blüten umspinnen hat. Eine der merkwürdigsten Legenden ist die des heiligen Julian in Rendena. Ein junger reicher Herr soll er bei Nacht in ungestüme Hitze, ohne es zu wollen und zu ahnen, an seinen Eltern zum Mörder geworden sein. Da zog er sich, um Buße zu üben, hinter Pinzolo in eine Bergwildniß an einem zwischen dunkeln Tannenwäldern gelegenen See so weit zurück, daß er die Hähne nicht mehr krähen und die Glocken nicht mehr läuten hörte. Doch die Diener der Gerechtigkeit ereilten ihn auch dort und warfen ihn, mit lebenden Schlangen in einen mit Steinen beschwerten Sack genäht, in den See. Aber der Sack sank nicht unter und wurde von einem sanften Windhauch an das Ufer getrieben. Als man ihn öffnete, fand man Julian in ruhigem Schlafe, die Schlangen hatten sich um ihn gewunden und beleckten sanft seine Brust. Da wurde er losgebunden und ruhig in der Wildniß belassen, wo er ein langes hartes Büßerleben führte. Als nach

vielen Jahren einmal im Winter ein Mann dort vorüberkam, erblickte er mitten im Schnee am Ufer des Sees einen grünen und blühenden Ahorn, unter welchem die verklärte Leiche des frommen Büßers lag. Auf die Kunde davon eilte das Volk dorthin; man begrub ihn ehrenvoll und erbaute dort eine Kapelle. Diese, später wohl öfter umgebaut, steht noch dort, in ihr die hölzerne Statue des Heiligen, welcher eine Schlange in der Hand hält.



Parolot (Kesselflicker) aus Val di Sole.

Jährlich wird dort in den ersten Tagen des Monats August sein Fest gefeiert. Neben der Kapelle quillt ein heilkräftiges Wässerlein; es gibt in der dortigen Gegend keine giftigen Schlangen, selbst wenn man ein Steinchen von dort bei sich trägt, ist man nach dem Volksglauben gegen den Biß giftiger Schlangen gesichert.

Einsiedler hat es in Wälschtirol an manchen Orten bis in die neuere Zeit herauf viele gegeben und es ließe sich Manches darüber berichten. Waren die einen wirklich fromm lebende, dazu auch noch kluge und erfahrene Männer, deren Rath und Beihilfe vom Volk oft gesucht wurde, so fehlte es auch nicht an anderen, welche aus guten Gründen dem Wit und Spott des Volkes verfielen.

Nun etwas über die Volkstrachten.

Eine eigentliche Männertracht hat sich bei den Romanen Südtirols heute nirgends mehr erhalten. Die früheren hellen und grellen Farben sind verschwunden, Alles an der Kleidung ist mehr oder weniger einförmig, grau, braun oder schwarz. In älterer Zeit gab es in verschiedenen Thälern auch verschiedene Mannstrachten, für deren Kenntniß alte Votivbilder in Wallfahrtskirchen mitunter recht lehrreich sein können. So trugen um einige Beispiele anzuführen, die Männer in Fleims weiße Röcke mit breiten Aufschlägen und langen Schößen; die Knöpfe waren blau oder roth und die Knopflöcher mit Bändern von gleicher Farbe eingefast. In Fassa trugen die Männer einen hohen cylindrischen schwarzen Hut mit einem Band und mit zwei Troddeln aus Goldfäden; natürlich durften Blumen als Schmuck nicht fehlen. Die Tuchjacke war schwarz oder grün, das Leibchen (Gilet) scharlachroth; zwischen diesem und den kurzen Lederhosen ging eine weiße Binde um den Leib, wie auch die Strümpfe weiß waren. Bei festlichen Anlässen ist auch heute noch der Bandieral, wenn er mit seiner Fahne ausrückt, so, nur noch etwas feiner gekleidet. Die noch vor hundert Jahren in Ballarja (bei Rovereto) von schmucken Burtschen an Festtagen getragene Kleidung erinnert lebhaft an die Tracht der Sarnthaler (bei Bozen): eine scharlachrothe kurze Jacke mit gleichem Leibchen, ein aufstehender weißer Halskragen und eine Krause auf der Brust, ein niederer schwarzer, breitkrämpiger Hut, eine ausgenähte Leibbinde von Leder oder auch eine Binde von Seidenzeug, in welcher Messer und Pistolen staken, und kurze lederne Hosen. Außerdem soll auch in Ballarja wie in den sieben deutschen Vicentiner Gemeinden das Tragen von Gewehren üblich gewesen sein, welche beim Eintritt in die Kirche außen an die Mauer gelehnt wurden.

Es gibt allerdings noch heute gewisse Typen von Männern, welche sich in der nicht zu beschreibenden Art sich zu kleiden je nach ihrer Beschäftigung einer dem anderen ähnlich sehen. So die Schleifer (*i molet*) aus Rendena und die Grasmäher (*i segantini*) aus Rendena und dem oberen Sulzberg, welche mit ihren Werkzeugen ausgerüstet im Frühjahr auf Feldarbeit nach Italien ausziehen und im Spätherbst wiederkehrend ihren Lieben zu Hause nebst dem sauer erworbenen Lohne einige kostbare Weizenbrötchen (*chizzeul*) als Leckerbissen mitbringen. Weiter die unverwüftlichen *carrettieri* (Fuhrleute), welche mit ihren hohen zweiräderigen, unter schweren Lasten knarrenden Karren und ihren Maulthieren trotz der Eisenbahn noch auf den Straßen des Etschthals zu sehen sind. Kaum sind sie aber heute mehr zu sehen — die hartknöchigen, wetterfesten Mulattieri (Maulselektreiber), welche mit ihren zerknitterten breitkrämpigen Hüten und den Zipfelmützen darunter und mit gemisledernen kurzen Hosen reihenweise mit schwerbeladenen Maulthieren, denen sie ab und zu ein kräftiges Schelt- oder Fluchwort zuriefen, die rauhen Bergwege auf und ab zogen, an schon herkömmlich bestimmten Stellen anhielten und aus

einem platten länglichen Fäßchen einer nach dem andern einen Schluck Wein nahmen, bis es leer war und wieder nachgefüllt werden mußte. Und wie dunkel sah er aus, der alte Parolot (Kefler) aus dem Mons- oder Sulzberg, und wo ist er hingefommen?

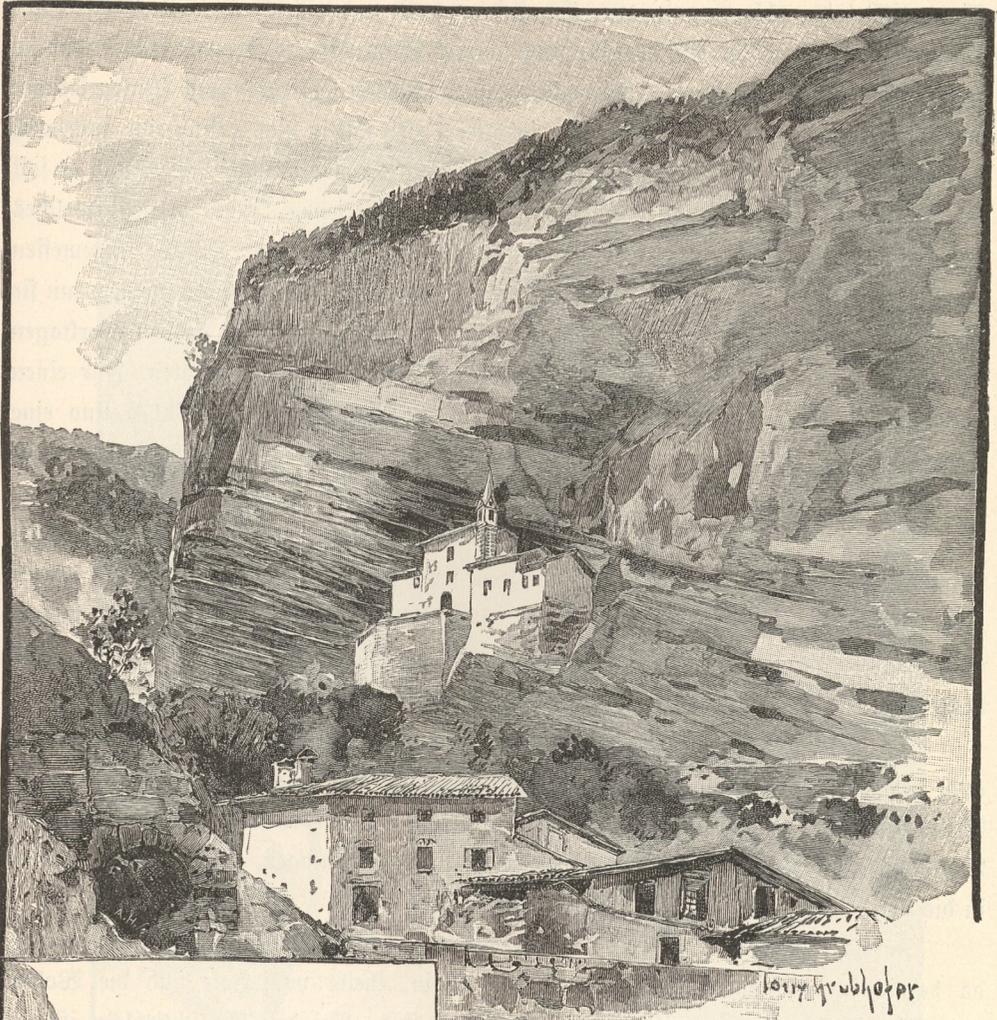


Weib in Trauer mit weißem Schleier und Wäscherin aus Mendena.

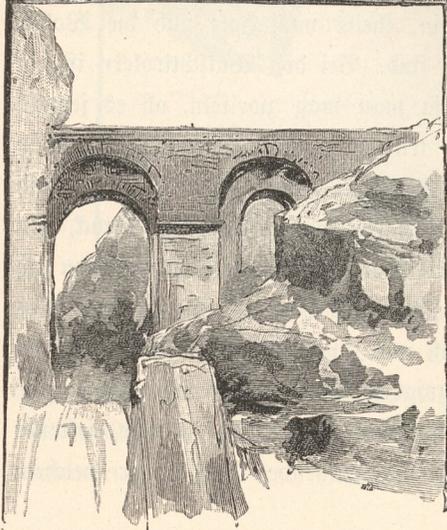
Mitunter war er ein reicher Mann, obwohl er auf dem Heu in Scheunen am liebsten übernachtete. Da wären auch noch die rußigen Carbonari (Kohlenbrenner), denen man mit ihren Maulthieren und Kohlensäcken in abgelegenen Waldthälern oft begegnet. Ist aber nicht auch er eine typische Gestalt — der arme Terragnoler, wenn er morgens schon, ehe es recht Tag ist, auf einem Plaze in Rovereto mit gekreuzten Armen hinter der

niedergelegten Bürde Holz sehnüchtig auf einen Käufer wartet? Er ist vielleicht schon um zwei Uhr oder noch früher aufgestanden und hat einen weiten rauhen Bergweg zurückgelegt. Sein Gewand hat eine unbeschreibliche Farbe, aber der schäbige kurze Cylinderhut, den er heute etwa zufällig trägt, ist sicher ein Erbstück, welches einst sein Vater und Großvater an hohen Festtagen mit prunkendem Stolz getragen haben. Es verinnt Stunde an Stunde, endlich hat er einen Käufer gefunden. Nun kauft er sich selbst Polentamehl, vielleicht auch Brot und Käse oder schmaust, schon halbwegs ein Verschwender, etwa gar noch auf einem grünen Feigenblatt-Teller um zwei Kreuzer „poina, poina fresca“ (Milchlab), welche ein Äpfler eben zum Verkauf in die Stadt gebracht hat. Dann aber hängt er behende seine Holzschuhe an einem Stock auf den Rücken und wandert wieder thaleinwärts. Die Holzschuhe legt er erst an, wenn der Weg gar zu rauh wird. Er hat sichtlich große Eile, denn die Seinigen warten zu Hause auf die Polenta; auch hat er heute noch Arbeit und muß sich auch ein Holzbündel zurechtlegen, um morgen früh den gleichen Tageslauf wieder zu beginnen.

Nun will aber das auch in Wälschtirol von Eitelkeit nicht ganz freie schöne Geschlecht der Töchter Ewas sich loben lassen, weil es am Alten treuer festhält als das unzarte Geschlecht der Söhne Adams. Dieses Lob kann leider nur spärlich bemessen werden; schieben wir die Schuld auf die wohlfeilen Baumwollzeuge, die sich leichter und angenehmer tragen als die alten schweren wollenen Röcke und Jacken. Halbwegs bleiben noch die Ladinerinnen mindestens an einzelnen älteren Trachtstücken erkennbar; bei den Fassanerinnen ist die frühere weibliche Tracht mit Aufputz zur Festtagstracht geworden und jetzt so gut wie verschwunden. Nur die Tesinerin bewahrt noch eine Festtagstracht, welche höchst bunt an Farben und auffällig ist. Ich will, so gut ich vermag, dem Leser eine solche vorführen nach der Beschreibung, welche Herr Santo Zietta-Chioli in seinen „Notizie storico-critiche intorno a Tesino“ (Borgo in Valsugana 1878) davon gegeben hat. Acht große schwarze Locken hängen rechts und links von der Stirne herab, während die anderen Haare des gescheitelten Hauptes über dem Nacken ein becherartiges Flechtengewinde bilden. Die geschlängelten Ohrringe sind von massivem Golde; den Hals umfängt eine breite Korallenschnur mit goldener Schließe über einer hohen wohl geglätteten weißen verblühten Halskrause, während rückwärts ein mit zwei Quasten verschlungenes Band hängt. Schultern und Rücken deckt dreieckig zulaufend ein großes an Farben und Verzierungen reiches Seidentuch. Der Brustfleck ist mit vielen, fast phantastischen Zeichnungen verziert, ein Gürtel von Silberplättchen ist vorn mit einer zwei Löwenköpfe darstellenden goldenen Schnalle geschlossen. Das Hauptkleid ist vom feinsten schwarzen oder dunkelgrünen oder blauen Tuch mit engen Ärmeln; das Bruststück wird nicht sichtbar. Die breite Schürze zeigt solche Mischung von Farben und Zeichnungen, daß man eine Grund-



Ponte e Chiesa di S. Colombano in Ballarza.



farbe kaum herausfindet. Die glänzenden
geblünten Strümpfe sind vom feinsten Baum-
wollzeug; die schwarzseidenen, mit goldigen
Arabesken verzierten Schuhe haben kleine
Schnallen und grüne Bändchen, laufen spitz
zu und haben hohe Abätze. So sieht eine
wohlhabende Tesinerin an hohen Festtagen,
besonders am größten Marienfest, dem

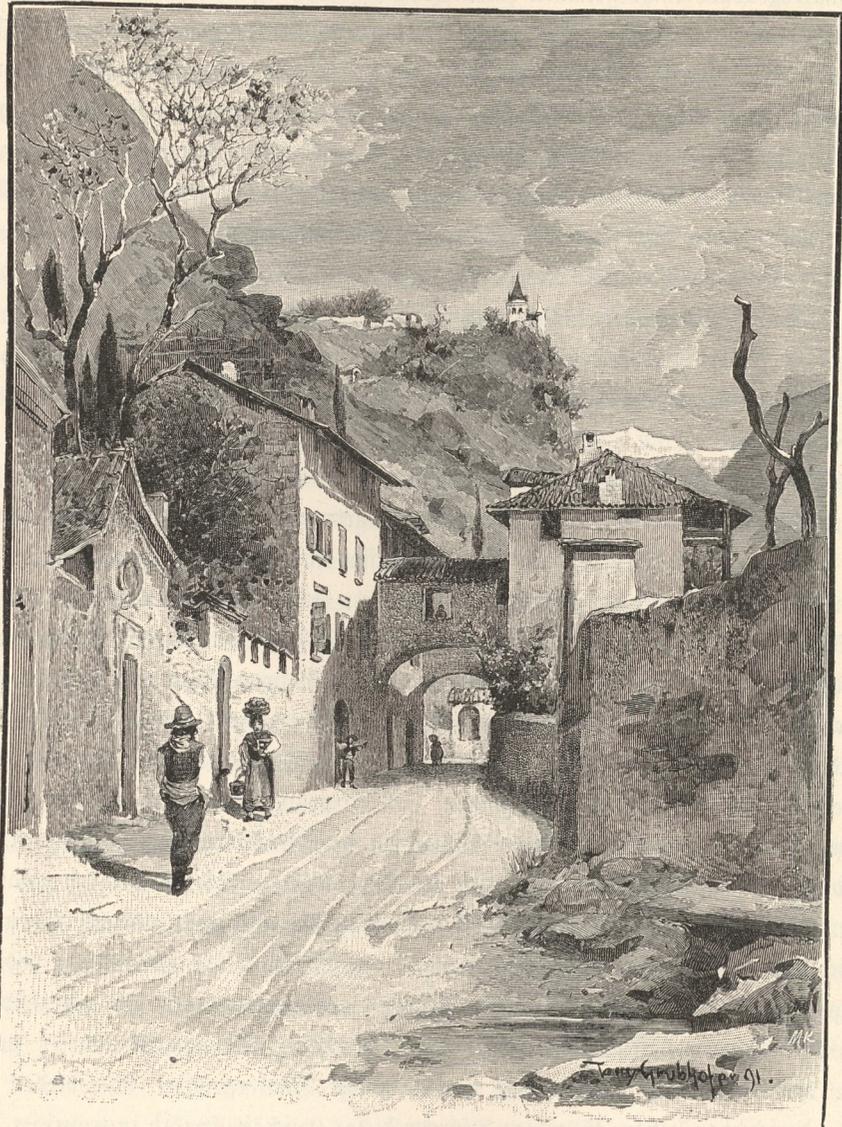
Himmelfahrtstag (15. August) aus. Es ist die neueste und höchst entwickelte Phase einer Tracht, welche ungefähr aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammt; früher war sie anders, jedenfalls einfacher, darum vielleicht sogar schöner. Stricken und Sticken lernten die Tesinerinnen erst von Fremden. Ja, in älterer Zeit soll in Val Tesino eine auch noch so zahlreiche Familie zusammen nur ein einziges Paar Schuhe besessen haben, und es soll ein Familienereigniß gewesen sein, wenn wieder einmal jenem Familienglied, welches sich der größten Füße erfreute, zugleich für alle ein neues Paar Schuhe angemessen wurde. Dieses wurde von den Familiengliedern abwechselnd nur dann getragen, wenn sie zur Communion gingen. Aber die wackere Tesinerin steht darum nicht an, an Werktagen im gewöhnlichen Hauskleid auch die schwersten Feldarbeiten zu verrichten. Für einen auswärtigen Freier bleibt es jedoch immer ein Wagestück, sich aus Val Tesino eine Frau zu holen, weil sie ihm leicht entläuft, wenn bei ihr das Heimweh stärker wird als die Liebe.

Noch einer Frauensitte muß ich gedenken, nämlich der, sich an Sonn- und Festtagen in einen großen, den Kopf und über dem meist schwarzen Gewande fast den ganzen Leib bedeckenden weißen Schleier zu hüllen. Diese Sitte muß einst, wenigstens im Lagerthal, ziemlich allgemein gewesen sein, ist aber immer mehr und mehr abgekommen und heute fast gänzlich verschwunden.

Die liebe Armuth gönnt an manchen Orten in den Thälern und auf den Bergen auch dem weiblichen Geschlecht den Luxus theurer Lederschuhe nicht; es werden auch an Festtagen Holzschuhe, sgälmere, dambre, cospi und wie sie noch heißen mögen, getragen. Welches Geklapper, wenn die ländlichen Huldinnen an Sonntagen, eine nach der anderen in die Kirche treten und sich auf ihre Plätze begeben!

In der Anlage der Wohnungen nähern sich die Ladinern den Deutschtirolern, da bei ihnen die Bauernhäuser theils aus Stein, theils von Holz und die Wohn- und Wirthschaftsgebäude in der Regel getrennt sind. Bei den Wälschtirolern ist ein Typus des Bauernhauses nicht herauszufinden, ja man mag zweifeln, ob es jemals einen solchen einheitlich gegeben hat. Manchmal tritt man durch einen Thorbogen in einen Hofraum; zu ebener Erde befindet sich der Stall mit Nebenställen, Schupfen und Holzlegen, mitunter wohl auch noch eine Stube und die Küche. Im ersten Stock, von außen oder von innen mit herumlaufenden Gängen oder Söllern versehen, befinden sich verschiedene Wohn- und Arbeitsräume und die Einlagen für Heu und Stroh. Aber alles dies ist mit Ausnahme der Ställe nach Bedürfniß und Zweckmäßigkeit veränderlich, da ja in einem Hause manchmal mehrere Familien zusammenwohnen und selbst die einzige Küche getheilt werden muß. Eigentlich charakteristisch bleibt nur das lustige, seltener aus Schindeln oder Brettern, meist aus Holzziegeln bestehende Dach, unter welchem

weite Räume die Stelle der Speicher der Scheunen vertreten. Die Strohdächer werden immer seltener. Malerisch zwar, aber unbehaglich erscheinen die bestäubten Mauern, an denen oft kein Mörtel mehr haften will, das zerriffene Sparrenwerk, die



Gasse in Mori.

von außen oder innen jäh aufwärts führenden, oft schmalen Stiegen, welche aussehen, als wollten sie nächstens zusammenbrechen, die halbzerbrochenen, mit bunter Wäsche behangenen Gänge und Geländer und all der Plunder, der da noch zu sehen ist.

Es wäre zu hart, wie es oft geschieht, geradezu von Schmutz und Unrath zu sprechen, aber doch sieht Alles so aus, als ob da auch langes Waschen nicht viel bessern möchte. Dieses Aussehen der Wohnungen ist eben unvermeidlich, wenn die Wohn- und Wirthschaftsgebäude nicht getrennt sind. Es gibt auch einzeln stehende Colonnenhäuser, welche von außen mit gleich großen, regelmäßig vertheilten Fenstern recht artig aussehen, aber auch in diesen sind ebenerdig Ställe, Schuppen und andere Belegräume, nur in der Mitte Wohnräume, zu oberst luftige bis an das Dach reichende Hallen, welche als Speicher oder zu anderen Wirthschaftszwecken dienen. Man findet auch manchmal im Besitz wohlhabender Familien Häuser, welche sich schon den eigentlichen Herrenhäusern nähern, mit großen Vorsälen, in denen Gemälde und Bilder hängen und alte, schön gearbeitete Kasten stehen, mit geräumigen Zimmern, Kammern und Küchen, aber die Böden sind mit Steinplatten oder abgeriebenen Ziegeln belegt, die Fenster schließen schlecht, die Öfen, so weit sie vorhanden sind, wollen nicht recht hineinpaffen. Den Beschauer überkommt das Gefühl, es müsse doch einmal auch hier besser und wohnlischer ausgesehen haben.

Dem entspricht beiläufig auch die Anlage der Ortschaften. Bei den Ladinern stehen die Häuser nach deutscher Art meist getrennt mit Garten und Acker, bei den Wälschtirolern bilden sie meist zusammenhängende Reihen, Gassen und Gäßchen. Inwieweit dies schon ursprüngliche Anlage oder ein Ergebnis des späteren Anwachsens der Ortschaften und der Bevölkerung ist, läßt sich nicht so leicht ausmachen. Daß es in alter Zeit Ortsanlagen im Sinn des römischen vicus gegeben habe, wollen die Namen Vigo und Vigolo, die an mehr als ein Duzend von Ortschaften und Ortstheilen haften, redend erweisen. Aber wahrscheinlich dürfte es auch — namentlich auf den Bergen und in den Thälern bei Rovereto — Fälle genug gegeben haben, daß ursprünglich einzeln und frei näher an einander stehende Bauernhöfe beim Anwachsen der Bevölkerung zuerst getheilt, dann aber durch An- und Zubauten allmählig erweitert wurden, bis sie förmlich zusammenwuchsen und krumme Gassen voll Winkel und Ecken ein und aus bildeten. So gemeinschaftlich und enge zusammenwohnend mochten sich die Leute im Mittelalter, wo übermüthige Dynasten oft genug ihre Mordgesellen aussendeten oder sich gegenseitig mit Feuer und Schwert befehdeten, auch gegen Überfälle und Angriffe besser gesichert fühlen. Heute wäre es gut, wenn manche solche Häusergewirre sich wieder etwas auseinanderziehen ließen. Langsam besorgen dieses Geschäft, freilich in trauriger Weise, die Feuersbrünste, welche manchmal in einer Nacht ein ganzes Dörflein bis auf die nackten Mauern in Asche legen. Wenn sie aus dem Schutt wiedererstehen, sehen die Häuser doch aus, als wären sie etwas auseinandergehoben und in bessere Ordnung gebracht worden.